

nur ums Geldverdienen geht. In einem guten Gespräch könnte man auf die Verantwortung hinweisen.

c) als »Gast unter Gästen«

Diese Form ist total anders als die unter a und b genannten. Es geht nun darum, als Camping-Bewohner Dienst am Mitmenschen zu leisten. Dazu muß man selbst die menschlichen Werte dieser Situation richtig verstehen und mit den anderen erleben, sonst soll man es sein lassen. Vor allem darf man nicht zum fremden Subjekt werden, das doch wieder funktional als Priester anwesend sein will. Die Seelsorgsmöglichkeiten lassen sich so realisieren, daß der Priester vor den Augen der anderen Campingleben und Glauben in einer Einheit vorlebt, um die Gegensätzlichkeit, die bei vielen vorhanden ist, in der Praxis zu überwinden. Er soll durch sein Leben die innerweltlichen Werte gläubig deuten. In dieser Übergangszeit ist dies eine wichtige Aufgabe und für viele eine positive Erfahrung. Die Schwierigkeit ist, daß man diese Form der Seelsorge nicht incognito ausüben kann, was viele Priester in ihren Ferien möchten. Die Kombination mit der sonntäglichen Eucharistiefeier ist gerade noch möglich, alles andere Funktionelle wird unterbleiben müssen. Der Priester auf dem Campingplatz kann an eine sich ändernde Glaubenshaltung anknüpfen oder zu einer veränderten Haltung aufrufen. Dabei sind gewiß nicht nur positive Reaktionen möglich, aber im allgemeinen werden die Menschen die normale Menschlichkeit begrüßen. Die Laien könnten hierzu ein Wort sagen. Außerdem kann auch durch eine negative Reaktion etwas ans Licht gebracht werden.

Es mag sein, daß diese Form der Touristenseelsorge nur in unserer Übergangszeit ihre Existenzberechtigung hat. Deutlich soll aber werden, daß sinnvolle Seelsorgsmöglichkeiten sich nicht in Wort und Sakrament erschöpfen.

d) als »Gast für die Gastgeber«

Sich als Mithelfer bei der Leitung des Campingplatzes zur Verfügung zu stellen, wird geeigneter sein, denn als Campingbewohner funktionell den Kontakt mit der Leitung zu pflegen. Um Erlaubnis für die Eucharistiefeier zu bitten ist wohl die Grenze in der Härte der Saison. – Außerhalb der Saison sich für diejenigen, die eine Funktion auf dem Campingplatz haben einzusetzen, wird sinnvoller sein als während der Saison.

5. Pfarrgemeinde – Touristenseelsorge

Die Touristenseelsorge – in welcher Form auch immer – wird am besten von einer Pfarrgemeinde aus geschehen.

a) für die Gastgeber:

Außerhalb der Saison auf die Aufgabe vorbereiten, persönlich oder in der Gruppe. Ihre menschlich-christliche Aufgabe, den Dienst an den Mitmenschen deutlich machen.

b) für die Gäste des Campings:

Man muß die Menschen seelsorgerisch auch be-

gleiten, indem man ihnen bei der Vorbereitung auf die Ferien hilft, die Möglichkeiten zeigt, ihre menschliche Freiheit zu erleben und aufmerksam macht auf all diese menschlichen Werte, die gläubig erfahren und gelebt werden sollen. Der Einfluß auf die Zeit nach den Ferien ist groß, denn in den Ferien lernen sie die gläubige Interpretation des Alltagslebens. In Gesprächsstunden müßte man das in der Pfarrgemeinde deutlich machen und auf die liturgische Feier hindeuten.

c) die Pfarrgemeinde als Gastgeber:

Viele Pfarrgemeinden werden von Touristen überströmt. Hier liegt eine Aufgabe. Oft wird diese Aufgabe nur als eine Last gesehen, die Gäste als Fremdkörper behandelt, für die man nur schnell eine Messe zelebriert. Auch hier müßte eine auf die Gäste abgestimmte gute Eucharistiefeier stattfinden.

Es gibt wenig Lebensgebiete, auf denen die Menschlichkeit, die Freiheit, die Kunst des Lebens, besser geübt werden können als gerade in dieser Touristenwelt. Je mehr der Mensch Mensch wird, um so günstiger kann sich das Glaubensleben entfalten und zu neuen kirchlichen Formen des Dienstes am Wort und Sakrament seinen Beitrag liefern.

Aus *Theologie en Zielsorg*, April 1967

A. C. Zijerveld OFM

Ein Modell christlicher Erwachsenenbildung

Zehn Jahre Soziale Seminare in der Schweiz

I. Ein wenig Geschichte

Im Herbst 1957 wurde in Zürich das erste Soziale Seminar der Schweiz mit 51 Teilnehmern eröffnet. Der von deutschen Vorbildern inspirierte und vor allem von Leuten um die Soziale Arbeiterschule der KAB vorbereitete Kurs sollte während zweier Jahre Grundfragen der christlichen Soziallehre, der Familie, des Betriebs und der Wirtschaft, der Kirche und des Staates behandeln und die dargelegte Theorie durch praktische Übungen veranschaulichen. Das Soziale Seminar unterschied sich von Anfang an wesentlich von anderen Bildungsstätten: als Seminar (im Sinne der praktischen Übungen an Hochschulen, nicht etwa im Sinne der Priester- und Lehrerseminare) war es methodisch klar gegen die Volkshochschulen abgegrenzt; das Wort »sozial« sollte nicht auf den Bereich der Sozialarbeit und Fürsorge eingeeengt sein, sondern die Gesamtheit der zwischenmenschlichen Beziehungen meinen, wenn auch – wie es aus der Entstehungsgeschichte verständlich ist – ein Schwergewicht auf der jeweiligen Sozialen Frage lag.

Noch während dieses ersten Zürcher Kurses wurde einerseits die Gründung weiterer Seminare in Luzern, Winterthur und St. Gallen, andererseits die Schaffung eines Schweizerischen Sozialen

Seminars als Dachorganisation vorbereitet. Man hielt »den Zeitpunkt für gekommen, um für die Führung der Sozialen Seminare einheitliche Richtlinien aufzustellen und die Grundlagen für eine fruchtbare Zusammenarbeit im Rahmen eines Schweizerischen Sozialen Seminars zu legen«¹. Mit der Gründung dieses Dachverbandes am 16. März 1960 war die Basis für die Verbreitung und Stärkung der Sozialen Seminare in der Schweiz geschaffen.

In den folgenden Jahren folgte eine Neugründung der andern, und die Zahl der Teilnehmer stieg stetig an. Im Herbst 1967 bestanden an 23 Orten der deutschen Schweiz Soziale Seminare. Die Gesamtzahl der Teilnehmer liegt bei 800. Das Schweizerische Soziale Seminar sorgt für die Schulung der Kursleiter an Tagungen und eigenen Kursen, veröffentlicht Kursunterlagen, Referentenlisten und eine eigene Schriftenreihe und besitzt für die stets wachsenden Aufgaben seit 1966 einen vollamtlichen Zentralsekretär, dem auch die Kontakte zu andern Bildungsorganisationen obliegen.

Der Rückblick auf das in den ersten zehn Jahren Geschaffene soll veranschaulichen, auf welches Bedürfnis und auf welch fruchtbaren Boden die Idee der Sozialen Seminare in der Schweiz fiel. Die gute Entwicklung wiegt um so mehr, als ein sehr vielfältiges Angebot an Bildungs- und Freizeiteinrichtungen bereits besteht und die Sozialen Seminare an ihre Teilnehmer während längerer Zeit harte Anforderungen stellen. Wir möchten im folgenden zu zeigen versuchen, welche Bedürfnissituation die Sozialen Seminare in der Schweiz vorfanden und noch finden und wie sie ihr gerecht zu werden suchen. Manche der folgenden Gedanken – dessen sind wir uns bewußt – treffen nicht nur auf die Sozialen Seminare, sondern auf viele weitere Organisationen zu, was eine ausführlichere Darlegung rechtfertigen dürfte. Die Sozialen Seminare können deshalb als ein Modell heutiger christlicher Erwachsenenbildung gelten, weil es sich um eine junge, überblickbare und dynamische Institution ohne das belastende Gewicht allzulanger Traditionen handelt. Den Ausdruck »Modell« möchten wir dabei nicht wertend als »Vorbild«, sondern als »eine mögliche Form« verstanden wissen.

II. Zielsetzung im Wandel der Jahre

In einem Vortrag im Januar 1959 nannte einer der Mitbegründer des Zürcher Seminars, der inzwischen verstorbene Dr. Andreas Klein SJ, als Zweck des Seminars kurz die »Schulung zum Sozialapostolat«, die »Schulung der Laienapostel im Wirtschaftsleben«, wie sie Papst Pius XII. vor dem II. Weltkongreß für das Laienapostolat 1958 gefordert hatte. Die Teilnehmer sollten durch die Beurteilung von Fällen aus ihrem Arbeitsalltag nach der Cardijn'schen Dreischrittmethodem »voir-juger-agir« sich einen bestimmten Wissensstoff erarbeiten und dadurch

Anleitung zum konkreten Einsatz in den verschiedenen sozialen Bereichen, vor allem in der Pfarrei, im Verein und am Arbeitsplatz erhalten. Dieses Anliegen wurde im ersten Rahmenprogramm des viersemestrigen Grundkurses, welches vom Schweizerischen Sozialen Seminar im Frühjahr 1961 gutgeheißen wurde, aufgenommen: »Die Sozialen Seminare erstreben, aufgeschlossene Werkstätige zu befähigen, ihre Umwelt in Familie, Beruf und Gesellschaft aufbauend zu beeinflussen und an der Lösung der sozialen Aufgaben des heutigen Christen tatkräftig mitzuarbeiten.« Grundlage für dieses »jugement«, für die Einflußnahme und die Aktion und damit für die Schulungsarbeit war die katholische Soziallehre², womit die wiederholten Forderungen der Päpste aufgenommen wurden.

Es ist im Hinblick auf die spätere Entwicklung interessant, hier die Zielschwerpunkte aus der Anfangszeit kurz festzuhalten. Sie ergeben sich einmal aus der Tatsache, daß wir uns noch in der Zeit vor dem Konzil befinden³, dann aber auch aus dem großen Anteil christlich-sozialer Organisationen (vor allem der KAB) am Entstehen der Sozialen Seminare in der Schweiz. Es fallen vor allem zwei Elemente auf: Die Seminare werden als Schulen des Laienapostolats im Sinn der Katholischen Aktion, also unter Führung der kirchlichen Hierarchie, verstanden; es geht ihnen darum, die Lehren der Kirche zu sozialen Fragen in die von den Laien zu gestaltende Welt hinauszutragen. Ein thematisches – vielleicht nicht überall bewußtes – Schwergewicht lag auf wirtschaftlichen Problemen, ging es doch vor allem darum, den Teilnehmern zur Bewährung am Arbeitsplatz und im Betrieb zu verhelfen. Damit hängt eng zusammen, daß sich die Seminare, an manchen Orten heute noch, vorwiegend an die Arbeitnehmer wandten. Die starke Bindung an die Christliche Sozialbewegung⁴ mag Ursache und Folge dieser Ausrichtung zugleich sein.

¹ Protokoll der 1. Sitzung des Initiativkomitees für ein Schweizerisches Soziales Seminar vom 16. Februar 1960 in Zürich.

² Vgl. für die deutschen Soziale Seminare die *Lehrplaneläuterungen für Dozenten Sozialer Seminare*, Münster 1963, 5: »Das Bildungsziel besteht ... darin, ihnen (den Teilnehmern) die soziale Grundproblematik aus der Sicht der katholischen Gesellschaftslehre deutlich und bewußt zu machen...«

³ Das wird so richtig deutlich, wenn wir beispielsweise im Programm des ersten Semesters des Seminars Zürich 1957–1959 lesen: »Ausgewählte Kapitel aus *Quadragesimo Anno*«. Die Enzyklika von 1931 war damals tatsächlich das »aktuellste« soziale Rundschreiben der Päpste – von *Mater et magistra*, *Pacem in terris*, *Ecclesiam suam*, *Gaudium et spes* oder *Populorum progressio* sprach noch niemand.

⁴ Das Schweizerische Soziale Seminar ist seit dem Mai 1960 eine der Institutionen der CSB; personell bestehen Verbindungen zur KAB, zum Christlich-nationalen Gewerkschaftsbund (CNG) und zur Christlichsozialen Parteigruppe, aber auch zur Vereinigung Christlicher Unternehmer (VCU).

Seither haben sich manche Voraussetzungen, die 1957 zur Gründung der Sozialen Seminare führten, in so einschneidender Weise verändert, daß die Auswirkungen auf die Zielsetzung und Arbeitsweise der Seminare nicht ausbleiben konnten. Führen wir hier nur folgende Entwicklung kurz an:

Die Arbeiten und Ergebnisse des Konzils⁵ haben dem Begriff des Apostolats einen bedeutend weiteren Sinn gegeben und fordern deshalb auch neue oder angepaßte Formen der Bildung zum Apostolat; insbesondere wurde auf dem Weg von der in Vereinsstrukturen erfaßten zu der in Kernzellen sichtbar werdenden Kirche ein bedeutender Schritt getan; für die Sozialen Seminare bedeutet dies, daß ihre Bildungsarbeit aus dem organisierten Katholizismus heraus in grundsätzlich alle Bereiche des katholischen Volkes – ja darüber hinaus – wirksam werden muß.

Der vielbemühte »mündige Laie« ist zwar nur schwer zu finden, hat aber seit dem Konzil theoretisch seinen festen Platz im Volk Gottes. So finden wir bereits die Umschreibung, das Soziale Seminar müsse »mithelfen, jenen Laienchristen heranzubilden, den das Konzil bereits voraussetzt«; dazu gehört wesentlich, daß die Seminar Teilnehmer nicht einfach Hörer der Amtskirche (in diesem Fall des geistlichen Seminarleiters), sondern aktive Mitarbeiter sind, die ihr Teil an Erfahrungswissen in die Bildungsarbeit hineintragen.

Die »Katholische Soziallehre« in der überkommenen Form und Formulierung wird zusehends fragwürdiger. Sie kann jedenfalls nicht mehr als eine Doktrin festgefügtter Lehrsätze verstanden werden, sondern wird immer mehr als ein »dynamisches Gefüge offener Sätze« aufgefaßt und hört damit auf, eine »Lehre« zu sein, die gelehrt, beigebracht, vermittelt werden kann. Daher kann es nicht die Aufgabe der Sozialen Seminare sein, »die katholische Gesellschaftslehre zu vermitteln«, sondern höchstens, das auf der Grundlage der exakten Sozialwissenschaften Erkannte unter dem Gesichtswinkel sozialetischer Grundsätze (deren Zahl, sofern sie sich direkt aus dem Glaubensgut ableiten lassen, jedenfalls weniger groß ist als gemeinhin angenommen) zu beurteilen und Wege möglichen Handelns zu zeigen⁷.

Hand in Hand mit dem Gesagten gehen die fortschreitenden Erkenntnisse der andragogischen Methodik: Erwachsenenbildung, die fruchtbar sein will, kann nicht nur als einseitige Wissensübertragung, sondern vor allem als gemeinschaftliches Erasten, Bemühen und Erarbeiten geschehen⁸. Wahrheitsfindung in einer Bildungsgemeinschaft: So müßte man das heutige Ziel der Seminare umschreiben.

Man kann den Wandel, der uns in der Zielsetzung der Sozialen Seminare – und zweifellos so mancher anderer Bildungseinrichtungen – begegnet, mit den beiden Stichworten »Öffnung« und »Entideologisierung« kennzeichnen. In allererster Linie muß es den Seminaren gelingen, ihre

Teilnehmer zu einem vorurteilslosen Erfassen der gesellschaftlichen Wirklichkeit anzuleiten. In gemeinsamer Arbeit unter Führung der jeweiligen Fachleute sollen sie ihre Kenntnisse über die verschiedenen Gesellschaftsbereiche erweitern und ihre Stellung und Aufgabe in dieser Gesellschaft genauer begreifen. Das Erkennen von Problemen und die Frage nach der konkreten Tat folgen als nächste Schritte⁹. Daß sie diese ganze Bildungsarbeit als Christen tun, macht den christlichen Charakter der Sozialen Seminare weit eher aus als jede noch so überzeugend dargelegte »christliche« Lehre.

III. Zur Arbeitsweise der Seminare

Es kann hier nicht darum gehen, die didaktische Gestaltung der Seminarabende, wie sie etwa in der Anwendung technischer Hilfsmittel zum Ausdruck kommt, näher zu beschreiben. Wichtiger ist uns ein Blick auf die grundsätzliche Methode. Diese scheint sich nun auf den ersten Blick seit Anbeginn gleich geblieben zu sein: Die Sozialen Seminare sollten nicht Vortragsreihen oder Volkshochschulen, sondern Arbeitsgemeinschaften sein. Schon Pater A. Klein postulierte im erwähnten Vortrag weniger ein deduktives als ein induktives Vorgehen: »... von der konkreten Wirklichkeit, einem Fall des Alltags ausgehend zur Doktrin aufsteigen«. Demgegenüber macht das erste Rahmenprogramm wieder einen Schritt zurück zur Deduktion, indem es fordert, »daß man den Stoff jeweils von drei Seiten her verarbeitet: theoretische Darlegung, Einübung anhand praktischer Beispiele (Erarbeitung in Gruppen), Verwertung und Verwirklichung durch Stellen von bestimmten Aufgaben«. Die Theorie kann jedoch auch mittels Beispielen zuerst eingeübt werden (Induktion).

Eine derart weitgehende Verlagerung in der Zielsetzung, wie sie im vorhergehenden Abschnitt beschrieben wurde, konnte aber natürlich nicht ohne Auswirkungen auf die Methode bleiben¹⁰. Die oben erwähnte Methode ordnet das praktische Beispiel, die Fallstudie, den Einstieg beim konkreten Alltag eindeutig dem erklärten Ziel des Sozialen Seminars unter: die Grundsätze der Soziallehre der Kirche zu vermitteln und deren (Einübung) Anwendung in der Praxis einzuüben.

⁵ Dabei denken wir nicht nur an das – in diesem Punkt mißverständliche – Dekret über das Apostolat der Laien, sondern an das Gesamt der Konzilstexte in ihrer »Sinnspitze«.

⁶ H. J. WALLRAFF, in: *Die Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke*, Mannheim 1965, 11–29.

⁷ Dasselbe läßt sich in kirchlichen Äußerungen zu sozialen Fragen feststellen; vgl. etwa: *Neue Akzente in der katholischen Gesellschaftslehre*, in: *Herder-Korrespondenz* 21 (1967), 201–208.

⁸ Vgl. F. PÖGGELER, *Methoden der Erwachsenenbildung*, Freiburg 1964.

⁹ Vgl. das neue *Rahmenprogramm für den Grundkurs* 1967.

Sobald aber dieses letzte Ziel – oder mindestens eine derartige Formulierung – in Frage gestellt wird, muß auch die Methode neu durchdacht werden. Solange man eine Lehre an die Teilnehmer herantragen will, behält die Darlegung (der Vortrag, die Einweg-Methode) einen beherrschenden Platz. Sobald es sich eine Bildungsorganisation aber zum Ziel setzt, den Teilnehmer zunächst einmal mit seinem eigenen Ich und mit seinen vielfältigen Sozialbezügen vertraut zu machen, kurz, ihn mehr sich selbst werden zu lassen, um ihn von dort her zu eigenständigem, sachlichem und verantwortbarem Urteilen, Entscheiden und Handeln zu führen, in diesem Augenblick muß der Teilnehmer in einem ganz andern Maß persönlich in der Bildungsarbeit an sich selber engagiert werden, ja er muß den Hauptteil leisten. Methodisch ist das nur möglich, wenn die Arbeit des einzelnen und der kleinen Gruppe in den Mittelpunkt der Seminar-tätigkeit gestellt wird. Dort, und nur dort, kommt die wertvolle Erfahrung jedes einzelnen zum Zug, dort kann er mit seinen Ideen heraus-treten, findet er Bestätigung oder Kritik, kommt er überhaupt in Beziehung zu den andern Teilnehmern. Er soll seine Persönlichkeit ja nicht in der Isolation, sondern im Kontakt und im Dialog entwickeln¹¹. In dieser »kleinen« Bildungsarbeit liegt die einzige Chance, daß wir den Teilnehmern nicht wieder irgendeine Ideologie auf-pfropfen, sondern ihnen ihre eigene Persönlichkeit ein Stück entfalten helfen. Gewiß behalten der Vortrag und andere Methoden ihren Platz, etwa dort, wo es um die Darlegung objektiver (soziologischer, wirtschaftlicher und anderer) Tatbestände geht. Das Wesentliche, Unersetz-bare der persönlich-dialogischen Bildung, wie die Sozialen Seminare sie versuchen, liegt aber nicht in dieser Darlegung (Bücher leisteten denselben Dienst), sondern im lebendigen Austausch von Mensch zu Mensch und im gemeinsamen Weiter-suchen.

IV. Bildungszellen in Staat und Kirche

Die verantwortliche Mitarbeit in Staat und Kir- che ist seit der Gründung das oberste und unver- änderte Ziel, zu dem die Teilnehmer durch den Besuch eines Sozialen Seminars geführt werden sollen. Das Seminar soll weder bloße theoretische Wissensvermittlung bieten noch zu einem leeren Aktivismus auffordern, sondern zu dem durch das Wissen als notwendig erkannten Engage- ment drängen. Wo sich dieser Einsatz vollzieht, muß dem einzelnen überlassen bleiben¹². Ob er sich engagiert oder ob er sich in seine Privatsphäre zurückzieht, daran läßt sich wohl nicht zuletzt die Qualität der Seminarschulung ablesen. Die Sozialen Seminare sehen es als ihre Aufgabe an, für die staatliche Gemeinschaft ver- antwortungsbewußte Bürger und für die Kirche einsatzbereite, überzeugte und »mündige« Chri- sten heranzubilden. Auch wenn sie nur einen verschwindend kleinen Teil aller Bürger und

Christen ansprechen können, vertrauen sie dar- auf, daß diese Bildung weiterwirken wird durch die ungezählten Kanäle sozialer Kommunika- tion und Information, in welche ihre Teilnehmer eingeschaltet sind.

Wie christliche Erwachsenenbildung überhaupt, verstehen sich auch die Sozialen Seminare als Ergänzung zur Seelsorge, eine notwendige und durchaus eigenständige Ergänzung allerdings¹³. Sie übernehmen jenen Bildungsauftrag, den die Seelsorger aus verschiedenen Gründen einfach nicht erfüllen können, dessen Erfüllung aber beispielsweise für das Wachsen einer Pfarreige- meinschaft entscheidend sein kann. Sie stoßen aber auch zu Leuten und in Räume vor, die der üblichen Seelsorge normalerweise verschlossen bleiben, und können so eine wichtige Vorfeld- arbeit leisten. Die Sozialen Seminare genießen denn auch bei vielen Seelsorgern, die ihre Bedeu- tung erkannt haben, nachhaltige Unterstützung. Im Unterschied zu den deutschen Sozialseminaren, welche bischöfliche Institutionen sind und ein bischöfliches Diplom, die »Missio socialis« verleihen, sind die Schweizer Seminare jedoch keine kirchliche Bildungseinrichtung.

V. Ein Bündel Probleme

Daß eine junge, aufstrebende Bildungsinstitution, die zudem auf manchen Gebieten (vor allem in der Organisationsform) neue Wege zu beschrei- ten sucht, mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, kann nicht erstaunen. Die mit der Zielverlagerung zusammenhängenden geistigen Grundprobleme haben wir erwähnt. Es mag – auch hier im Sinne eines Modellfalles – aufschluß- reich sein, kurz von einigen organisatorischen und strukturellen Fragen zu sprechen, mit denen sich die örtlichen Seminare und besonders das Schweizerische Soziale Seminar gegenwärtig befassen müssen.

Es sind zunächst drei interne Probleme. Die oben skizzierte Schulungsarbeit verlangt von den Kursleitern und Mitarbeitern ganz besondere fachliche und methodische Fähigkeiten, die frü- her in der Bildungsarbeit nur in geringem Maß

¹⁰ Über den Zusammenhang zwischen Menschen- bild, Bildungsinhalt und Methode vgl. z. B. F. PÖGgeler, *Folgerungen aus der modernen Anthro- pologie für die Methode der Erwachsenenbildung*, in: *Erwachsenenbildung* 2/1967, 82–98.

¹¹ Vgl. die Arbeiten der V. Internationalen Konfe- renz katholischer Erwachsenenbildner, Luxemburg 1965, die gerade diesem Thema *Bildung als Dialog* gewidmet war (= *Beiträge zur Erwachsenenbildung* 10, Osnabrück 1966).

¹² Die gelegentlich vertretene Auffassung, die Sozia- len Seminare seien eine Art »Nachwuchsschule« der CSB, scheint uns eine bedauerliche Verkürzung des umfassenden Bildungsauftrags der Seminare zu sein.

¹³ Zum Verhältnis Seelsorge-Erwachsenenbildung vgl. A. EXELER in: *Erwachsenenbildung* 4/1966, 193–208.

erforderlich waren. Die Suche nach geeigneten und bereitwilligen Mitarbeitern wird deshalb nie aufhören. Die weitaus meisten heutigen Kursleiter sind Priester, weil sich Laien mit der bisher als notwendig und zentral betrachteten sozial-ethischen Ausbildung nicht finden ließen oder aber neben dem Beruf die notwendige Zeit nicht erübrigen konnten. Zweifellos wird sich mit der Hinwendung zu einer mehr von den sozialen Sachwissenschaften her geprägten Bildung das Verhältnis allmählich zugunsten der Laien verschieben. Ebenso zweifellos wird ein Priester im Leitungsteam eines Seminars immer unentbehrlich sein. Noch allzuoft aber müssen unsere Seminare heute mit Not- und Übergangslösungen arbeiten. – Der »Personalangel« ist deshalb besonders spürbar, weil es sich bei der beschriebenen um eine sehr »personalintensive« Methode handelt. Während bei Vortragsveranstaltungen auf einen Referenten Hunderte von Zuhörern entfallen können, braucht es bereits für ein Seminar mit der optimalen Zahl von 30 Teilnehmern mindestens drei Kursleiter, von der Verwaltung und Organisation ganz abgesehen.

Das wiederum hat einschneidende finanzielle Konsequenzen. Die Methode der Seminare ist wohl sehr nachhaltig und fruchtbar, aber materiell denkbar unrentabel und immer auf Unterstützung und Wohlwollen von außen angewiesen. – Seit dem Einsetzen der »Entideologisierung« taucht an manchen Orten das konkrete Problem der Ökumene auf. Es ist in der Tat nur noch schwer einzusehen, warum diese soziale Bildungsarbeit nicht auf einer sehr weiten Wegstrecke gemeinsam geleistet werden kann. Erfahrungen größeren Ausmaßes fehlen den Sozialen Seminaren noch, so daß ein abschließendes Urteil verfrüht wäre. Verschiedene Seminare zählen aber seit langem reformierte Mitchristen zu ihren Teilnehmern¹⁴.

Zu den inneren kommen die äußeren Probleme. Die Frage, ob die Sozialen Seminare eine »bloß« katholische (oder christliche) oder aber eine kirchliche Institution sein sollten, gab in den ersten Jahren einiges zu reden, dürfte aber heute wohl endgültig zugunsten der Unabhängigkeit von der Hierarchie entschieden sein. Mit den übrigen Bildungsorganisationen, die auf dem gleichen Gebiet arbeiten, vor allem mit der KAB und deren Sozialinstitut, strebt das Schweizerische Soziale Seminar eine enge Zusammenarbeit auf partnerschaftlicher Basis an, die bereits erste Früchte gebracht hat. Auch mit den andern Erwachsenenbildungs-Organisationen steht es in Verbindung¹⁵. Eine gewisse Spannung hat sich aus der Tatsache ergeben, daß die Sozialen Seminare keine neuen Vereine, sondern reine Bildungsmöglichkeiten sein wollten, welche die bestehenden Organisationen unterstützen wollten, ohne sie zu konkurrenzieren, daß aber das Gewicht der eigenen Arbeit doch an einigen Orten zur Bildung einer festen Organisation

neben all den andern Vereinen geführt hat. In der Organisationsform spiegeln sich so die verschiedenen Auffassungen von der Aufgabe des Seminars. Das Nebeneinander der verschiedensten Bildungseinrichtungen stellt jedenfalls immer wieder Koordinationsprobleme, zwingt andererseits aber auch zu einem unablässigen Durchdenken der eigenen Aufgabe und hilft so mit, eine Isolierung und Verkrustung der Bildungsarbeit zu verhindern.

Einen besonderen Fragenkreis stellt das Verhältnis des Staates zur Erwachsenenbildung dar. Die Kulturhoheit der Kantone brachte es mit sich, daß sich der Bund bis in die jüngste Zeit hinein überhaupt nicht um die Erwachsenenbildung kümmerte. Den Kantonen aber, welche diese Bildung grundsätzlich zu fördern hätten, stehen in den wenigsten Fällen kantonale Gebilde der Erwachsenenbildung gegenüber: Diese ist lokal und regional gegliedert und dann in gesamtschweizerischen Organisationen zusammengefaßt – so auch die Sozialen Seminare. Erst in jüngster Zeit sind die Bestrebungen zu einer direkten Förderung der Erwachsenenbildung auch durch den Bund energischer in die Hand genommen worden¹⁶. Hier tauchen aber für eine mit einem bestimmten religiösen Bekenntnis verbundene Institution – ob katholisch oder reformiert ist nebensächlich – neue Schwierigkeiten auf, ist doch die Unterscheidung zwischen »gebundener« und »freier«, neutraler Bildung aus dem schweizerischen Sprachgebrauch noch keineswegs verschwunden¹⁷. Dabei spielen seltenerweise wohl konfessionelle, nicht aber parteipolitische oder wirtschaftliche Bindungen eine Rolle. Es ist Aufgabe der christlichen Bildungsstätten, durch eine in erster Linie fachlich einwandfreie, nicht von Interessen oder Ideologien gesteuerte Bildungsarbeit jedem noch vorhandenen Mißtrauen ihnen gegenüber den Boden zu entziehen. Wenn sich die oben beschriebene Neubesinnung in Ziel und Methode der Sozialen Seminare durchsetzt, sind diese auf dem

¹⁴ Der Abschnitt der Statuten des Schweizerischen Sozialen Seminars »Das SSS steht auf dem Boden der katholischen Weltanschauung« müßte im Lichte dieser Entwicklung überdacht werden. Es scheint auch nicht die ursprüngliche Absicht gewesen zu sein, das Wort »katholisch« in den Statuten zu verankern.

¹⁵ Das Schweizerische Soziale Seminar ist Mitglied sowohl der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KAGEB) seit deren Gründung 1963 wie der Schweizerischen Vereinigung für Erwachsenenbildung (SVEB) seit 1966.

¹⁶ Vgl. den Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Stiftung PRO HELVETIA vom 28. Mai 1965 sowie die 1966 ins Leben gerufene »Stiftung für Erwachsenenbildung der Nationalen Schweizerischen UNESCO-Kommission«.

¹⁷ Vgl. z. B. den im Auftrag des Eidgenössischen Departement des Innern 1964 erstellten Bericht von Prof. Emil Walter, St. Gallen, über die Erwachsenenbildung in der Schweiz.

besten Weg zu einer allseits anerkannten, in einem tieferen Sinne christlichen Erwachsenenbildung.

Armand Claude

Predigt über Phil 2, 1–11*

Liebe Brüder und Schwestern!

Der heilige Paulus hat folgendes an die Gemeinde von Philippi geschrieben:

»Wenn eine Aufmunterung in Christus, wenn ein Zuspruch der Liebe, wenn Gemeinschaft des Geistes, wenn Herzlichkeit und Mitgefühl etwas bedeuten, dann macht meine Freude voll, indem ihr gleichen Sinnes seid und die gleiche Liebe habt und einmütig nach demselben strebt. Tut nichts aus Streitsucht oder törichtem Ehrgeiz; vielmehr achtet einander in Demut, indem jeder den anderen höher stellt als sich selbst. Jeder sei nicht auf sich und seine Sache bedacht, sondern auf die der anderen. Strebt in euch nach dem, was auch in Jesus Christus war (wie das Lied sagt):

Herrlich und mächtig wie Gott war er. Aber er behielt seine Macht nicht für sich und den Glanz seines göttlichen Wesens. Alles legte er von sich ab, er nahm die Gestalt eines Knechts an und wurde ein Mensch unter Menschen. Die arme Gestalt eines Menschen trug er und beugte sich tief hinab bis zum Tod, ja bis zum Tode am Kreuz. Darum hob ihn Gott über alles empor und setzte ihn über alles, was lebt, über Menschen und Mächte. Denn den Namen Jesus sollen sie nennen und ihre Knie beugen im Himmel und auf der Erde und unter der Erde. Und mit allen Stimmen sollen sie rufen: »Jesus Christus ist Herr!« und Gott, den Vater, rühmen und preisen.«

(Phil 2, 1–11)

Auf den ersten Blick und auf das erste Hören hin mag uns die Mahnung des Paulus an die Christen von Philippi und noch mehr das preisende Lied auf den bis in den Tod hinein erniedrigten und dann zum Weltenherrscher erhöhten Menschen Jesus Christus sehr fremd vorkommen. Der Übergang vom ganz persönlich gehaltenen mahnenden Zuspruch – Paulus bittet ja die Gemeinde, ihm eine Freude zu machen – zum Christushymnus, den der Apostel aus dem Liedgut der frühen Kirche übernommen hat und mit dessen Aussage er seine Mahnung an die Gläubigen begründet, scheint völlig unvermittelt zu sein.

* Die Ansprache wurde gehalten am 9. 2. 1968 in einem Wortgottesdienst von Laientheologen, der unter dem Thema »Menschwerdung und Nächstenliebe« stand. Die Übersetzung des Hymnus stammt von JÖRG ZINK (*Das Neue Testament*, Stuttgart 1965).

Doch unterscheidet sich unsere Situation so gründlich von derjenigen der Christen von Philippi, daß nicht zumindest der Ansatz einer Antwort auch auf unsere Unzulänglichkeiten, Fragen und Probleme in dieser Mahnung und Preisung stecken könnte? Sind *wir* etwa gleichen Sinnes? Können *wir* von uns behaupten, in der Liebe einander gleich zu sein? Doch wohl nicht. Höchstens in der Lieblosigkeit! Wann zeigen *wir*, die wir den *einen* Namen Christi tragen, uns einmütig? Ertappen nicht auch *wir* uns, wenn wir es nur ehrlich und nüchtern eingestehen wollen, immer wieder bei törichtem Ehrgeiz, bei Rechthabereien großen und kleinen Stils, bei Besserwisserei und Geltungssucht, bei Neid und Herabsetzung der anderen – geschehe das alles offen oder vergifte es unsere Gesinnung.

Dies und der Mangel an Herzlichkeit und Mitgefühl, was alles jeder einzelne für sich als Kleinigkeit und Bagatelle anzusehen und abzutun geneigt ist, multipliziert und potenziert sich auf der Ebene der Gesellschaft, der Völker und Nationen, der Rassen und Religionen zu zügellosem Machtstreben, zu Unterdrückung, Krieg, Hunger, Vertreibung und Völkermord. Wohin wir auch schauen: auf die Auseinandersetzungen an den Universitäten bei uns in der Bundesrepublik oder in Spanien, auf den Sprachenstreit in Belgien oder den grausamen Stammeskrieg in Nigeria und Biafra, auf den Rassenkampf in den USA oder auf die Spannungen zwischen der besitzenden und der ausgebeuteten Klasse in Lateinamerika, auf den Nahen oder den Fernen Osten – überall ist man nicht auf die Sache des anderen bedacht, sondern auf die eigene. Überall stellt man sich selbst und seine Interessen höher als den anderen und dessen Ansprüche und Rechte und deklariert diese Haltung als sein »gutes Recht«.

Kaum einer *beabsichtigt ausdrücklich* die verheerenden Folgen, die das unnachgiebige Bestehen auf der eigenen Interessenposition nach sich zieht, und will sie *bewußt* herbeiführen. Aber in einem unheimlichen Prozeß der Steigerung und Wucherung bringt der individuelle Egoismus dämonische Früchte hervor, wenn er sich in kollektiven Egoismus umsetzt. Und auch wir Christen behalten dabei keine sauberen Hände. Ja, unsere Hände werden sogar schmutziger als die anderer, weil wir uns nicht entschieden genug an Jesus Christus halten.

Hört sich angesichts dieser Lage des Menschen und der Welt der Christuspreis, den Paulus der Gemeinde von Philippi vorlegt, nicht weltfremd, ja fast wie ein Hohn an, wenn es dort heißt, daß Gott Jesus Christus über alles emporgehoben und ihn über alles gesetzt habe, was lebt, über Menschen und Mächte; daß im Namen Jesu die ganze Menschen- und Kosmoswelt sich beugen und ihn als Herrn, als Kyrios, bekennen und Gott, den Vater, rühmen solle? Scheint es nicht eher so zu sein, daß Jesus Christus durch seine Erhöhung der Welt unendlich ferngerückt ist,